

Zeitschrift: Schweizerische Militärzeitschrift
Band: 19 (1853)
Heft: 18

Artikel: Der Sempacherkrieg
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-91924>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Basel, 30. Sept. 1853. N^o 18. Neunzehnter Jahrgang.

Abonnementspreis: Für Basel Fr. 5 — Für auswärts Fr. 5, 50.

Der Sempacherkrieg.

Die Schilderung des denkwürdigen Sempacherkrieges verdanken wir der Feder eines wackeren Kameraden von Luzern; wir nehmen dieselbe um so freudiger entgegen, als zur Stunde im ganzen Vaterland für Errichtung eines Denkmals, das dem unsterblichen Helden jener Tage gewidmet werden soll, gesammelt wird. Vielleicht wird durch diese warme Erzählung hie und da ein Kamerad zu einem Beitrag angeregt; denn von wem kann mit mehr Recht die Betheiligung daran gefordert werden, als von schweizerischen Offizieren?

Die Redaktion.

Es ist gewiß der Mühe werth, die glorreichen Schweizer Schlachten der Vergangenheit etwas mehr vom militärischen Standpunkt aus zu betrachten, als es in den Geschichtsbüchern gewöhnlich der Fall ist, um daraus die Kriegskunst unsrer Alten kennen zu lernen, die ihnen den Sieg über ihre meist zahlreichern Feinde verschaffte.

Nehmen wir als Luzerner vorab die Freiheitschlacht von Sempach zum Gegenstand unserer Betrachtung.

Die Ursachen des Sempacherkrieges müssen in der Ausdehnung des Schweizerbundes, in der Aufnahme mehrerer Ortschaften z. B. Sempachs, Richensee's, Meienberg's u. ins luzernerische Bürgerrecht, Aufhebung eines erhöhten Zolles bei Rothenburg u. gesucht werden. Der unversöhnliche Haß des umliegenden Adels, der sich durch diese Bündnisse in seiner Willkür beeinträchtigt sah, vermochte den sonst als gerecht geschilderten Herzog Leopold zu verblenden, so daß er glaubte, die abtrünnigen Ortschaften züchtigen und die Eidgenossen selbst unterjochen zu müssen. Von allen Grafen und Freiherrn der Nachbarschaft erhielten die Eidgenossen Fehdebriefe, im Ganzen von 167 geistlichen und weltlichen Herrn.

Die acht alten Orte stunden somit gegenüber dem siegreichen Herzog Leopold von Oestreich mit seinem ganzen höhern und niedern Adel, der alle die Ländereien in Besitz hatte, die heute den größern Theil der Kantone Luzern, Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Aargau, Thurgau und Zürich ausmachen. Die Stadt Bern nahm keinen lebendigen Antheil an der Sache, theils, weil sie eines Waffenstillstandes wegen nicht gegen Oestreich kriegen wollte, theils, weil sie gegen das feindliche Freiburg, Narberg und die Gräfin von Valangin ihre eigenen Thore hüten mußte. Also stehen auf eidgenössischer Seite bloß die Urkantone mit den beiden weiter vorgeschobenen Städten Luzern und Zürich, dem mächtigen Feinde gegenüber.

Nachdem Herzog Leopold im Jänner 1386 begonnen hatte seine Truppen in der Umgebung von Baden und Brugg zu sammeln, streiften auch die Eidgenossen viel in den feindlichen Landen umher; besonders waren Meienberg und Richensee der Zankapfel, um den sich vorzüglich die Luzerner mit den Oestreichern stritten, bis das erstere von den Eidgenossen, das letztere von den Oestreichern zerstört und verwüstet wurde. Schon jetzt wäre der Krieg entbrannt,

wenn es nicht der Vermittlung der schwäbischen Reichsstädte gelungen wäre, einen Waffenstillstand zu bewirken, der von hl. Mathias bis Ende der Pfingstwoche dauern sollte. Die Eidgenossen rüsteten sich während dieser Zeit eifrig zum Kriege und schon am 1. Mai beschloß die Tagsatzung in Zürich, denselben sogleich nach Ablauf des Waffenstillstandes angriffsweise zu beginnen.

Aber auch Herzog Leopold blieb nicht müßig. Um die Zeit des Ablaufes des Waffenstillstandes hatte er um Baden herum ein Heer von circa 8—9000 Mann beisammen, Fußvolk und Reiterei. Die strategische Wichtigkeit Badens mußte Leopold vollständig erkannt haben. Er hatte von hier aus die freie Wahl, entweder auf beiden Seiten des Limmatufers gegen Zürich, oder auf beiden Neufußern gegen Luzern und Umgebung zu operiren, da die Brücken zu Baden über die Limmat und zu Mellingen über die Neuß in seiner Hand waren, und nicht mehr als eine Stunde von einander entfernt sind. Zugleich war der Stein zu Baden ein fester Stützpunkt für einen nöthig werdenden Rückzugs, eine sichere Schutzmauer gegen allfällige Ausfälle der Zürcher ins Aargau, Leopold entwarf nun in Verbindung mit seinem Kriegsrath (darunter die Herren v. Ochsenstein, Johann v. Bonstetten und Albert v. Müllinen, Herr zu Kasteln) folgenden Operationsplan.

Johann von Bonstetten soll mit einem Theil des Heeres, vorzüglich aus Fußvolk gebildet, bei Baden und Brugg herum sich lagern, von hier aus als linker Flügel die Stadt Zürich bedrohen, der Eidgenossen Aufmerksamkeit vorzüglich auf dieser wichtigen Vormauer der verbündeten Kantone lenken und festhalten, und dabei bereit sein, den Bewegungen des Hauptcorps nach Umständen zu folgen. Die Stärke des Heeres aber, gebildet aus dem Kern des österreichischen Adels, soll unter dem persönlichen Befehl des Herzogs Leopold als rechter Flügel den Aargau hinauf über Sursee und Sempach den wirklichen Angriff auf Luzern machen. Einmal diese Stadt überrumpelt, was wegen der Entblößung von allen Streitkräften und bei rascher Bewegung der Reiterei ein leichtes schien, mußten die Zuzüger aus den Urkantonen wohl veranlaßt sein, zur Beschützung ihrer eigenen Heimath Zürich zu räumen, so daß es Bonstetten möglich werden sollte, unterstützt von den Flankenoperatio-

nen Leopolds auch den andern Arm der Eidgenossenschaft, Zürich, zu überwältigen.

Die Stellung des Herzogs bei Baden mußte wohl den Eidgenossen die ernste Befürchtung erwecken, der erste Streich gelte Zürich. Sofort erließ die dortige Regierung, nachdem sie ihre eigenen Truppen von einem Streifzuge, auf dem sie bis Muri vorgedrungen waren, zurückgerufen, eine Mahnung an die Kantone. Die Luzerner, die inzwischen das Amt Rothenburg-Hochdorf eingenommen, Ruswyl besetzt, die Beste Schenkon zerbrochen, Tannenfels zerstört hatten, und nun bei Beromünster lagen, eilten mit einem Zuge aus den Urkantonen unter Gundoldingens Anführung nach Zürich. In so fern war des Herzogs Plan vollständig gelungen, als er die Eidgenossen veranlaßte, ihre Streitkräfte an einem Orte zu sammeln, wo er nicht angreifen wollte, und denjenigen Punkt bloßzustellen, auf den er es abgesehen hatte. Er konnte um so mehr darauf rechnen, daß die Eidgenossen seinen Plan im Mindesten nicht erkannt hatten, als dieselben, nicht gewohnt faul in den Mauern zu sitzen und den Feind zu erwarten, sofort von Zürich aus einen Streifzug ins Kyburgeramt, gegen Winterthur, Pfeffikon und ins Thurgau unternahmen. Diese Abschweifung benutzte Leopold und setzte Anfangs Juli seine Armee in Bewegung, ließ Bonstetten die Gegend von Brugg inne halten, und befand sich am 7. Heumonats mit der Stärke seines Heeres in Zofingen. Hier ließ er sich von der Gräfin Mechtild v. Walendis das Schloß und die Stadt Willisau abtreten, um durch Besetzung dieser Stadt gegen die gefürchteten Flankenangriffe der Berner geschützt zu sein, und seine Operationslinie von dieser feindlichen Seite sicher zu stellen. Dieser Umstand beweist, daß Herzog Leopold keineswegs mit derjenigen Geringschätzung des Feindes den Krieg begann, die man ihm gewöhnlich zuschreibt.

Am 8. Heumonats zog das strahlende Heer der Destreicher gegen Sursee, ging da über die Säure und rückte den folgenden Tag dem Sempachersee entlang auf der damaligen Hauptstraße nach Sempach, um von da über Rothenburg nach Luzern zu gelangen. Bei dem schnellen Anrücken des Heeres mochten wohl die Einwohner, in der Ernte begriffen, auf dem Felde überrascht worden sein und mußten von den Rittern allerhand Unfug erleiden. Die Chroniker berich-

ten z. B., dieselben hätten den Schnitterinnen die Kleider unter dem Gürtel weggeschnitten und sie so heimgeschickt. Dies mochte allerdings den Unwillen der Eidgenossen in hohem Grade erwecken; allein wenn unsere damaligen vaterländischen Schriftsteller wie billig darüber empört sind, so darf man vom militärischen Standpunkt aus die Sache ruhiger auffassen und nicht dem Heere, noch weniger dem Heerführer zur Last legen, was Einzelne aus Brutalität begangen. Wie begreiflich deuteten die damaligen Eidgenossen dem verhassten Feinde alles böse. Wenn z. B. die alten Chroniken es bestimmt behaupten, so wird man jetzt nicht mehr im Ernste glauben, daß die Oestreicher Stricke und Ketten mitgenommen, lediglich, um den Schultheissen und seine Bürger daran aufzuhängen. Damals wie heute brauchte man für Wagen, Bagage, Thiere und kriegerische Zurüstungen solche Geräthschaften, die natürlich dem Heere nachgeführt wurden, wie es heute noch geschieht. Freilich mochten die Ritter so viel möglich ihren Unfug damit getrieben und ihrem Wiße freien Lauf gelassen haben. Daß gelegentlich die Stricke auch zum Aufknüpfen gebraucht wurden, beweisen nicht nur die Oestreicher, sondern auch die Schweizer und andere Völker des damaligen Zeitalters. Man machte sehr wenig Federlesens, denn damals galt noch kein geregeltes kriegsgerichtliches Verfahren, sondern sehr oft diktirte die Erbitterung eines Heerführers das Todesurtheil.

Doch sehen wir, was die Eidgenossen beginnen! Auf die erste Kunde von des Herzogs Bewegungen, mochte die Besatzung in Zürich eingesehen haben, daß sie die Absicht des Feindes nicht errathen habe, sondern durch dessen Scheinmanöver getäuscht worden sei. Allein sie machten schnell den Irrthum gut, und was sie dem Oestreicher an taktischer Unordnung und Berechnung nachstuden, das ersetzten sie durch die Raschheit ihrer Bewegungen und durch die Entschiedenheit ihres Handelns. Schleunigst verließen die Eidgenossen Zürich circa 1400 Mann stark, übertrugen die Bewachung der Stadt den Bürgern, zogen in Eilmärschen über den Albis, gingen (wahrscheinlich bei Eins) über die Reuß und durch das Rothensburgeramt über Eschenbach nach Hiltisrieden, in der Absicht, Sempach zu besetzen und hier dem Feind den ersten Widerstand zu leisten. Genaue Kunde von dem Standort des herzoglichen Heeres scheinen die

Eidgenossen so wenig gehabt zu haben, als der Herzog eine Vermuthung von dem schleunigen Eintreffen der Eidgenossen. Letztere gingen nämlich über Urswyl, welcher Ort zu der Operationslinie des Feindes insofern schlecht gelegen ist, als das Operationsobjekt des Feindes, Rothenburg-Luzern, völlig bloßgestellt war. Einzig als Flankenstellung hat derselbe Werth und Bedeutung, wie der Verlauf der Sache zeigt, indem die Eidgenossen den Herzog unversehens in einer Stellung überraschten, die ihm nicht erlaubte, von seiner überlegenen Waffengattung Gebrauch zu machen.

Es ist wohl am Platze, ein Wort zu sprechen über die Art und Weise, wie die feindlichen Heere hier zusammengetroffen sind. Die Einen behaupten, — und das ist ohne Zweifel die Meinung, die von Allen am wenigsten für sich hat, Leopold habe hier sein Lager aufgeschlagen, um von da aus Sempach zu belagern. Damals hatte man noch keine stundenweit reichende Geschütze, mit denen man von Ferne her eine Stadt zusammenschießen konnte, sondern man mußte mit Sturmböcken, Leitern, Wurfspießen an die Mauern hinzutreten, die Gräben ausfüllen, und so zu sagen Hand an die Stadt selbst legen. Nun ist aber das Schlachtfeld $\frac{3}{4}$ Stunden von Sempach entfernt, ja letzteres ist vom erstern aus nicht einmal sichtbar, folglich kann Haller von Königsfelden, der diese Behauptung aufstellt, Niemanden für seine Ansicht gewinnen, der nur einigermaßen die Gegend von Sempach je mit militärischem Blicke gewürdigt hat. Die andere Meinung, welche unter andern auch Herr Dr. Cas. Pfyster theilt, nimmt an, Leopold habe sich eben zur Belagerung Sempachs anschicken wollen, als er von der Ankunft der Eidgenossen Kunde erhalten, dann sei er den Eidgenossen entgegen auf den Berg gezogen und mit denselben auf dem Schlachtfelde zusammengetroffen. Denn — fügt Hr. Cas. Pfyster bei — wenn es auch unklug gewesen sei, so mochte Leopold bei seiner gewaltigen Uebermacht die Anwendung jeder Kunst für überflüssig halten. Auch habe man damals schon Kundschafter gehabt, und man könne nicht annehmen, die beiden Heere hätten nichts von einander gewußt. Dieser Meinung gegenüber machen wir aber vorab aufmerksam auf den oben mitgetheilten Plan des Herzogs, dessen erstes und Hauptziel die Einnahme Luzerns war. Leopold konnte sich — wenn Sempach nicht

beim ersten Anrennen fiel oder sich sonst übergab — mit der Belagerung dieser Stadt nicht aufhalten, sonst gewannen die Eidgenossen Zeit, durch Besetzung Luzerns seinen Plan zu vereiteln. Des Herzogs schneller Marsch von Zofingen her beweist, daß es ihm darum zu thun war, den Eidgenossen zuvorzukommen. Deswegen hatte er auch vorzüglich die Reiterei mit sich genommen, und das Fußvolk bis auf weniges Unentbehrliche zurückgelassen.

Ob der Herzog im Vertrauen auf seine Macht die Anwendung jeglicher Kriegskunst beseitigt, oder aber mit Beobachtung kriegerischer Vorsichtsmaßregeln zu Werke gegangen sei, wie es einem guten Feldherrn geziemt, beweist die schon erwähnte Besetzung Willisau. Diese Vorsicht läßt keineswegs annehmen, Leopold habe plötzlich so unklug ein Schlachtfeld ausgewählt oder bezogen, wo er gerade von der Hautstärke seines Heeres keinen Gebrauch machen konnte. Leopold wußte so gut, wie wir, daß dieser Boden für seine Reiterei nicht vortheilhaft sei, sonst hätte er denselben nicht Befehl gegeben, von den Rossen zu steigen und zu Fuß zu kämpfen. Er mußte auch wissen, daß die geübteste Reiterei unbehullich ist, sobald sie als Fußvolk dienen soll. Aber er wollte sich nicht aufhalten lassen und traf zur Erreichung des vorgesezten Zweckes seine Anordnungen der Art, daß ohne die Heldenthat Winkelrieds die Eidgenossen trotz aller Tapferkeit doch wahrscheinlich den Kürzern gezogen und sich an der festen Stellung der Oestreicher umsonst verblutet hätten. Die getroffenen Anordnungen deuten somit weit mehr auf Umsicht und Besonnenheit des östreichischen Heerführers, als auf Uebermuth und Geringschätzung seines Feindes. Dann ist freilich anzunehmen, daß der Herzog von dem Anmarsch der Eidgenossen Kunde erhalten habe. Hingegen konnte er, da sowohl seine als der Eidgenossen Streitmächte schnelle Märsche machten, keineswegs ihre Stellung genau kennen und nicht vermuthen, daß sie sich in seiner Flanke befinden, vielmehr mußte er, wenn er vernahm, die Eidgenossen seien von Zürich abmarschirt, des Glaubens sein, dieselben werden Luzern und allenfalls Rothenburg besetzen. Dieß mußte ihn um so mehr zur Eile anspornen, und ihm den schlimmsten Fall denkbar machen, er möchte im Vorrücken — näher bei Luzern, allenfalls an der Aeuß — auf den Feind stoßen.

Es ist daher mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, Leopold habe den Weg von Zofingen bis Sempach mit möglichster Schnelligkeit zurückgelegt, um die Stadt Luzern vor dem Einrücken der Verstärkung einzunehmen, er sei aber — bei Sempach schon vorbei — auf dem Berge oberhalb dieser Stadt unvermuthet auf den Feind gestoßen und hier gewissermaßen zu einer Schlacht gezwungen worden — da es für die Reiterei auch nicht mehr rathsam war, Angesichts eines schlagfertigen Feindes den Rückzug anzutreten, um einen günstigeren Kampfplatz aufzusuchen. Durch diese Annahme wird dann auch erklärt, warum österreichischerseits erst während der Aufstellung der Schlachtordnung berathen wurde, ob man eine Schlacht wagen wolle oder nicht, was nicht mehr hätte stattfinden können, wenn dieselbe von Leopold gesucht worden wäre.

Doch genug hiervon. Am 9. Heumonath, um die Mittagszeit, trafen die beiden feindlichen Heere auf dem Sempacherberge zusammen.

Herzog Leopold, — wohl beurtheilend, daß seine Reiterei auf diesem Kampfplatze von Wald, Schluchten und Hecken durchschnitten, gegenüber den schlagfertigen Eidgenossen, die vor einem halben Jahrhundert seinem Vorfahr gleichen Namens bei Morgarten unter ganz ähnlichen Umständen so arg mitgespielt hatten, sich nicht geltend machen könne — befahl der Reiterei von den Rossen zu steigen. Um den möglichst großen Vortheil aus der Bewaffnung der Reiter zu ziehen, die in einem langen Spieße bestand, ließ er dieselben in ein großes vielgliederiges Viereck zusammenstellen, von dessen vierten Glied die Spieße noch weit über die Front hinausreichten. Das Fußvolk, das als Vorhut vorausmarschirt war, wurde zurückgezogen und rechts hinter dem Gewalthaufen unter dem Befehl Hannsens von Oberkirch so aufgestellt, daß ein allfälliger Ausfall der Sempacher-Besatzung abgewehrt werden konnte. Unter ihrem Schutze befand sich auch das Gepäck — Bagage — des Heeres. So erwartete das österreichische Heer den Angriff der Eidgenossen und wenn etwas dem Herzog Leopold zur Last gelegt und als Fehler angerechnet werden kann, so ist es der Umstand, daß er den Angriff der Eidgenossen abwartete, anstatt bei der Ueberzahl seiner Truppen selbst auf den Feind einzudringen, um durch seine Reiterei wenig-

stens das ruhige Ordnen der Schweizer zu erschweren oder gänzlich zu verhindern.

Nach den Anordnungen des Feindes stellten sich auch die Eidgenossen, meistens mit Hellebarden und langen Schwertern bewaffnet, in Schlachtordnung. Sie waren im Ganzen 1400 Mann, 400 Luzerner, 900 aus den Waldstätten und circa 100 Entlebucher, Rothenburger, sowie etwelche Zuger und Glarner, die auf dem Marsche von Zürich her sich zu den Eidgenossen gestellt hatten. Gundoldingen führte den Oberbefehl; die Mannschaft der Urkantone stand je unter ihrem Landammann. Dem Coloss der Oestreicher setzten sie einen Keil entgegen, der je weiter eindringend, desto gewaltiger wird. Sie erwägten wohl, daß sie der Breite der feindlichen Front nichts entgegen zu setzen hätten, da die Tiefe der Glieder dieselben stark mache; sie concentrirten ihren Stoß auf einen Punkt, um da durchzubrechen und Bresche zu machen. Gelang das, so waren die langen Spieße der Feinde nicht so gefährlich und die kürzern Waffen hatten im Gefecht weit aus die Oberhand über die langen, die sich nicht wenden konnten. Darauf war der Eidgenossen Aufstellung basirt. Ruhig ordneten sie sich im Schatten eines kühlen Waldes, während die österreichischen Reiter an der heißen Julisonne auf offener Haide sich aufstellten und in den Harnischen wie Lachse in der Pfanne schmorten.

Während dieser Aufstellung wurde auch österreichischerseits recognoscirt. Hans Ulrich von Hasenburg, ein alter erfahrener Kriegsmann, hatte die Stellung der Eidgenossen besehen. Die entschlossene Haltung derselben mochte auf ihn Eindruck gemacht haben; denn er rieth dem Herzog eine Schlacht zu vermeiden. Allein Hans von Ochsenstein, der die Schweizer mit Haut und Haar fressen wollte, lachte den vorsichtigen Hasenburg aus und nannte ihn Hasenherz. Auch des Herzogs Hofnarr, ein geborner Urner, den die Herrn zum Spaß zu seinen „Landsleuten“ hinüberschickten, soll den Herzog gewarnt haben, denn eine alte Handschrift sagt: als er wieder zu des Fürsten Herzug kam, lief er ungestüm dem Fürsten zu, sagt, wie er in dem Wald bi synnen Landslütten g'syn, die haben alle ihre Hand ufghebt und gschworen ihne den Fürsten tod zu schlagen;

deßhalb soll er da nirgend blyben, sondern flugs hinter sich ziehen und da nyt stryten.

• Aber der Adel war erhitzt und kampflustig; Leopold selbst siegsbegierig, die Schweizer tapfer und besonnen und Niemand mochte weichen. Noch fielen die Eidgenossen auf die Knie und flehten den Himmel um den Sieg, erhoben sich und rannten auf den Feind, voran die Luzerner als in ihrer eigenen Sache, entschlossen die ehrene Mauer um jeden Preis zu brechen. Aber der gewaltige Heerhaufe der Destreicher blieb unbeweglich und unversehrt, wohl aber fielen viele Luzerner durchbohrt, unter ihnen der Schultheiß und Hauptanführer Gundoldingen. Die Urner thaten den zweiten Angriff und ein schwacher Hoffnungsstrahl erhob sich auf den Ruf Anton Zurports: schlägt auf die Gläne, sie sind hohl; viele Spieße wurden zerschmettert, aber durch die hintern Glieder sofort wieder ersetzt; auch der zweite Angriff mißlang blutig, unerschütterlich fest stand der österreichische Gewalthaufen. Gleichermaßen erging es dem Harst von Schwyz im dritten Treffen, kein Schweizerschwert mochte durchdringen zum Feind, während schon 60 Eidgenossen am Boden bluteten. Mit den Unterwaldnern stürzt Winkelried zum Angriff vor. „Ich will Euch eine Gasse machen!“ mit diesem Ruf bricht der Edle Bahn, seine Kriegsgefährten drängen stürmisch nach und während die Destreicher den Sieg schon in Händen zu haben glaubten und von beiden Seiten die Flügel herumschwenken, um die Schweizer zangenförmig einzuschließen, dringen die ergrimten Bären, begünstigt von der Unordnung, die durch das Schwenken der Flügel verursacht wird, in die feindlichen Reihen ein, wüthend und mit verdoppelter Kraft ihre Waffen schwingend, Schlag für Schlag einen Ritter dahinstreckend. Schrecklich wogt der Kampf, da auch die österreichischen Krieger ernsthaft kämpften. Allein die langen Speere wollen nicht verfangen, das Gewirr ist den Schweizerwaffen günstig und Tod und Verderben rast umher in den Reihen der Destreicher. Unzählige Banner gehen unter; dreimal sinkt selbst das Hauptbanner Destrreichs; blutroth erscheint es wieder über den Schaaren, von der Hand des Fürsten Leopold selbst getragen. Des Fürsten Tod entschied die Flucht. „Die Hengste her“ riefen die Herrn, aber die Knechte waren verrätherisch auf den Pferden ihrer Herrn davon

gejagt, als sie die schlimme Wendung der Sache gesehen. In den drückenden Rüstungen bei brennender Sonnenhitze blieb den Herrn jetzt nichts anders übrig, als ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Wüthend kämpften die Bürger der Stadt Narau, Lenzburg, Mellingen und Zofingen, schrecklich glänzte die Schaar von Bremgarten vom rothen Schweizerblut, — keine Tapferkeit half aus, die ungestümen Eidgenossen warfen alles vor sich nieder. Wer nicht fliehen konnte, erlag den Streichen der Schweizer. Bei 2000 Destrreicher lagen auf der Wahlstatt, darunter 656 Grafen, Herrn und Ritter, so daß der Glanz der österreichischen Hoflager für lange Zeit unterging. Auf Seite der Eidgenossen waren circa 200 Mann gefallen. Der geschlagene Feind wurde nicht verfolgt; die Sieger überließen sich der Begierde nach Beute. (Dieser Umstand gab Veranlassung zu einem besondern Kriegsgesetz, wovon weiter unten.) Doch traf am folgenden Tag ein eidgenössischer Streifzug mit dem Nachtrab der Destrreicher in Sursee zusammen und warf denselben mit Verlust von 32 Mann zum Städtchen hinaus, wobei aber die Eidgenossen ihren Anführer Junker Spielmatten von Obwalden und zwei Gemeine einbüßten.

Der alten Uebung gemäß blieben die Eidgenossen drei Tage lang auf dem Schlachtfelde, gaben den Destrreichern freies Geleite, die ihre Todten abholen wollten, brachten ihre Gefallenen nach Haus und legten die übrigen Leichnamen in große Gruben zusammen.

Wie bei den meisten schweizerischen Heldenschlachten, so sehen wir auch hier bei den Eidgenossen mehr ein thatkräftiges Handeln, wie es Tapferkeit und natürlicher Verstand eingiebt, als ein planmäßiges Berechnen der eigenen, wie der feindlichen Operationen. Die Taktik der alten Eidgenossen war: direkt auf den Feind loszugehen, mit Entschlossenheit denselben anzufallen, seine Reihen zu durchbrechen und seinen Waffen eiserne Todesverachtung entgegenzusetzen. Dabei wußten sie ihre Streitayten und Hellebarden behend und mit Kraft zu handhaben. Doch soll damit nicht gesagt sein, als hätten sie die Bodenverhältnisse und andere Umstände nicht zu benutzen gewußt, im Gegentheil war meistens das Terrain ein sehr wichtiges Moment, das die Feinde nicht berechneten, die Schweizer aber flug zu ihrem Vorthheil benutzten. So bei Morgarten, bei Näfels, Giornico &c.

Zwar hatten die Schweizer anfänglich keine geregelte Schlachtordnung, denn es handelte sich bloß um Vertheidigung einiger Gebirgspässe, die der Anführer so besetzte, wie er dem Feind am besten beizukommen hoffte. Als aber der Schweizerbund sich ausdehnte und die Eidgenossen in den Fall kamen, in ebneren Gegenden der Reiterei Oestreichs und Burgunds gegenüber zu stehen, lernten sie bald in geordneten Reihen zusammentreten. Ihre Waffen theilten sie in besondere Haufen, ernannten einen sogenannten „Spießhauptmann“, dem die Spießträger, einen „Hellebardenhauptmann“, dem die Hellebardiere, und einen „Schützenmeister“, dem die Bogenschützen (später die Büchschützen) untergeordnet waren. Diese Haufen hatten aber keine vorgeschriebene numerische Stärke und waren bald größer, bald kleiner, weshalb denn auch das Ordnen vor der Schlacht ziemlich viel Zeit erforderte. Die Schlachtordnung wurde nach dem Befehl des Anführers durch die s. g. „Ordnungsmacher“ hergestellt, wobei die „Benelyträger“ behülflich waren. In der Ebene, vor dem Feinde, bildeten die Eidgenossen gewöhnlich ein Viereck, einen Kreis oder einen Schlachtigel, welcher unserm Klumpen so ziemlich gleichkömmt. Als erste drei Glieder waren die Lanzenträger aufgestellt, dann folgten die Hellebardiere, innen befanden sich die Schützen, die über die Glieder weg ihre Pfeile auf die ansprengenden Reiter abschossen. Diese, wie die Hellebardiere, waren bereit, im günstigen Augenblicke aus den Reihen auszubrechen und in die feindlichen Haufen einzudringen. Die Lanziere faßten ihre Spieße ungefähr in der Mitte, stellten sie rückwärts auf den Boden und boten dem Feinde eine feste Spitze entgegen. Darüber sagt der französische Marschall Montluc (dessen militärischen Dictionnäre Henri IV. die Bibel der Soldaten nannte) folgendes: wenn wir die Spitze an ihrem hintern Ende anfassen und mit der ganzen Länge der Stange fechten wollen, so sind wir verloren. In der Mitte muß man die Spitze anfassen, wie es die Schweizer thun und dazu sich vorwärts neigen, um einzustechen und durchzustößen.

Unter der andern Schlachtordnung der Schweizer „dem Keil“ muß man sich keineswegs ein genaues Dreieck vorstellen, das von seiner Basis gegen die Spitze zu regelmäßig abnimmt bis auf einen einzigen Mann, sondern vielmehr eine schmale Säule, die rückwärts

breiter werdend, vor einer feindlichen Ueberflügelung sicher stellt. Diese Aufstellung liefert einen Ersatz für unsere „Reservestellungen“, von denen wir in den alten Kriegen wenig oder nichts lesen. Mehr als die Hälfte eines Streithaufens blieb nämlich so lange unthätig, bis entweder die Vordern durchgedrungen oder abgeschlagen waren, wo dann der zweite, dritte Schwarm die Vordern ablöste. Doch erfuhren auch schon in diesen Zeiten die Eidgenossen mehrmals, wie wichtig es sei, während des Kampfes neue Unterstützung zu erhalten, wie z. B. bei Näfels, am Stoß u. s. w. Auch von der Schlacht bei Sempach wird von einem nachrückenden Trupp der Eidgenossen geredet, der den Kampf entscheiden half; Schodeler schreibt davon: „Die Eidgenossen haben anfänglich gerathschlagt, ob sie mit den Feinden streiten oder noch mehr Hülfe erwarten wollten; darauf seien die, welche noch warten wollten, auf die Seite getreten, und da sie ihre Landsleute Noth leiden sahen, seien sie ihnen zu Hülfe gekommen.“ Und Stettler berichtet in seiner Schweizerchronik: „In allem diesem blutigen Gefecht ruckte von dem Wald daher gegen den Eidgenossen ein frischer Zulauf (etliche vermeynen, es seien deren gewesen, so aus Zagheit vor angetretenem Streit abwichen, andere aber halten sie für ein Anzahl deren, die zwar den Bannern nachgezogen, zum Angriff aber nicht hatten kommen mögen). Derselbe eylete mit großem Geschrey an das Treffen, erquikte die Eidgenossen, erschreckte hingegen ihre Feind, machte die kleinmüthig und gabe zu erhaltenem Sieg durch sonderbare Fürscheidung Gottes nicht geringe Mittel an die Hand.“

Aber diese Unterstützungen waren nicht eine Folge taktischer Anordnung, sondern hatte ihren einfachen Grund in dem kriegerischen Geiste der Eidgenossen, welche in der Stunde der Gefahr die Brüder nicht im Stiche lassen wollten und denselben beisprangen, wie es ihnen möglich war.

Wenn daher bei den damaligen Waffengattungen die s. g. Reserven durch die Art der Aufstellung einigermaßen ersetzt wurden, so ist dagegen nicht zu verkennen, daß die Märsche mit ziemlicher Sorglosigkeit ausgeführt wurden. Wohl hatten die Schweizer sowohl als die Oestreicher ihre Vor- und Nachhut, allein nirgends liest man etwas von einer Seitendeckung.“ So z. B. weiß man gar

nichts von einer Besetzung des Höhenzugs dem Sempachersee entlang, oder auch nur von einem darüber hingehenden Streifzug, während doch Herzog Leopold hier leicht in der Flanke hätte angegriffen und in den See gedrängt werden können, wenn die Eidgenossen diesen Berg inne gehabt und sich plötzlich an günstiger Dertlichkeit auf den Feind gestürzt hätten.

Doch scheint diese Sorglosigkeit wenigstens für die Schweizer nie so böse Folgen gehabt zu haben, da vermöge ihrer Wachsamkeit der Feind sie nie oder selten überraschen konnte, sondern immer auf schlagfertige Truppen stieß, die auch einem plötzlich und unvermuthet erscheinendem Feinde eine kühne Stirne boten.

Hören wir noch: Es ist der Beachtung werth, was ein ausgezeichnete deutscher Militär und Schriftsteller in dieser Beziehung von den Schweizern sagt (Hoyer Gesch. der Kriegskunst): durch das mühevoll Erringen ihrer ihnen so schwer gemachten Freiheit, war in den Alpen ein Kriegervolk, die Schweizer, entstanden; rauh, wie die Gebirge, die sie bewohnen, voll Kühnheit und durch stete Siege über mächtige und tapfere Herrn, zu einem unerschütterten Selbstvertrauen erhoben. Sie trugen, je nachdem es ihr Vermögen ihnen erlaubte, bald Harnische aus geschmiedetem Eisen, bald Panzer, bald Koller von Büffel- oder Auerochsenleder, oder aus vielfacher Leinwand, ja die Aermern auch bloß eine Pickelhaube. Ihr Gewehr war entweder ein Feuerrohr, ein langer Spieß — Pique — oder eine Hellebarde, viele führten auch große Schlachtschwerter auf der Schulter, die sie im Treffen mit beiden Händen regierten, alle aber Schwert und Dolch am Gürtel. Jeder Ort hatte sein besonderes Panier, unter dem er zog; Trommeln und Pfeifen waren ihre Feldmusik. Die Führer aber riefen das Volk mit der Trompete zusammen, den von Uri und Unterwalden, der das Horn eines Auerochsen — den Stier von Uri — und den von Luzern angenommen, der ein ehreues Horn führte. Schilde hatten sie nicht, sie würden ihnen nur bei dem Gebrauche der Waffen, die fast durchgehends mit beiden Händen geführt werden mußten, hinderlich gewesen sein. In dieser Sitte folgten ihnen wegen der Ähnlichkeit der Rüstung die deutschen Landsknechte, bald auch die Reiterei, doch später die Franzosen, Italiener und Spanier als sie einsahen, daß

der Schild weder gegen die Pique, noch weniger aber gegen die Schüsse des immer häufiger werdenden Feuertgewehres Sicherheit gewährte.“ So weit Hoyer. Es ist besondrer Bemerkung werth, daß die Schweizer von allen Nationen die Ersten war, die die s. g. Truxwaffen bei Seite schafften und dem hinter Blechwänden verschanzten Feinde mit offener Brust entgegentraten. Ebenso sind es nach dem Geschichtschreiber Jovius die Schweizer, die den cadenzirten Schritt, den man seit dem Untergang der Römer und Griechen nicht mehr kannte, wiederum einführten. Auf ihren Märschen hatten sie gewöhnlich einen Trommler und einen Pfeifer an der Spitze. Zwei Trommler und ein Pfeifer bildeten ein completes Spiel.

Unbestritten war es die moralisch hohe Kraft, die den alten Eidgenossen inne wohnte, ihre Ordnung und musterhafte Manneszucht, die ihnen so manchmal den Sieg über die an Zahl überlegenen und in der Kriegskunst keineswegs unerfahrenen, ja gewöhnlich sogar besser ausgerüsteten Feinde verschaffte und ihren Namen furchtbar machte bei allen Völkern des damaligen Europa's. Die eidgenössischen Regenten waren aber sehr bedacht darauf, diese Manneszucht immer aufrecht zu erhalten, und nahmen von der Plünderung der Eidgenossen bei Sempach, die zwar erst nach völligem Entscheid der Schlacht begonnen ward, aber doch manchem Feind das Leben rettete, Veranlassung zu einer besondern Kriegsordnung.

Als nämlich die Eidgenossen im Jahre 1393 wegen der Verätherei des Bürgermeisters Schön in Zürich tagten, beschwuren alle Städte gleich den ewigen Bünden den sogenannten Sempacherbrief, der nach Müllers Verdeutschung folgendermaßen lautet:

„Die Bürgermeister, Schultheißen, Landammänner, Rätthe, Bürger und Landleute der freien Städte Zürich, Luzern, Bern, Solothurn, Zug, Uri, Schwyz, Unterwalden und Glaris wollen ferner friedsam beieinander wohnen, so daß jedermann sicher sei in seinem Hause und auf seinem Gut und keiner geplündert werde für eines andern Schuld.

Wer Kauf in das Land bringt, ist sicher an Leib und Gut in all' unsern Gerichten.

Keiner soll muthwillens Krieg oder Fehde erheben. Wenn wir aber mit offenen Banner unsrer Städte und Länder wider unsere

Feinde zusammen aufbrechen und ausziehen, dann sollen wir alle als biderbe Männer, wie unsere Alvordern in allen ihren Gefahren mannhaft und redlich beisammen bleiben und halten.

Wer aus der Ordnung läuft, oder diese Gesetze sonst übertritt, und von zwei Zeugen dieses Frevels überzeugt worden, der soll von der Obrigkeit, unter die er pflichtig ist, nach den Eiden derselben Stadt oder des Landes, Andern zur Warnung eingezogen und bestraft werden an Leib und Gut.

Wäre, daß einer in Gefechten dergestalt geworfen, gestochen oder sonst verwundet würde, daß er weder sich noch dem Heer ferners helfen kann, dem ungeachtet soll er nicht fliehen, sondern bei den andern seiner Kriegsgesellen verharren bis nach der Noth.

Man soll das Feld behaupten, den Feind aber schädigen bis alle Noth ein Ende genommen (und da der Feind wohl eher unter dem Plündern sich abermals zusammengezogen hat und auch bei Sempach mehr gelitten haben würde, wenn wir später geplündert hätten), so soll Niemand auf Beute fallen, bis die Hauptleute Plünderung erlauben.

Jeder soll alles, was er findet, an den Hauptmann abliefern. Die Hauptleute sollen alles nach Marchzahl vertheilen, allen, welche die Noth getheilt.

Sintemal der allmächtige Gott Kirchen für seine Gotteshäuser erklärt und sintemal er das Heil aller Menschen durch ein Weibsbild erneuert und vermehrt hat, ist unser Wille, daß Keiner der Unsern ein Kloster, eine Kirche oder Kapelle erbrechen, oder berauben, oder verwüsten, oder verbrennen, keiner ein Weib oder Tochter mit bewaffneter Hand anfallen, stechen oder schlagen soll noch möge: Feinde und ihr Gut mag man auch in Kirchen suchen, und werden ausgenommen auch Weiber, die uns anfallen oder die so schreien, daß unsern Waffen daraus ein Schaden erwachsen möchte.

Dieses haben wir also gesetzt, angenommen und beschworen auf unserer Tagssagung in Zürich an dem 10. Brachmonat in dem 1393sten Jahr.

Beispielsweise führen wir ein Stück dieses Sempacherbriefes in der damaligen Sprache an, wie es Tschudi bringt:

Und als der allmächtige Gott mit sinem göttlichen Mund geredt hat, daß sie Hüser sine Gebetshäuser solltind geheissen werden und

auch durch fromlichs Bild aller Menschen Heil genüwert und gemeret ist, sezend wir Gott zu Lob, daß keiner der unsern kein Kloster, Kilchen oder Capell beschlossen, usbrechen oder offen darin gan zu brennende, wüstende oder zu nemmende, heimlich oder offentlich, es wäre denn, daß unser Biend oder Fro Gut in einer Kilchen funden wurdent, das mögend wir wohl angriffen und schädigen; wir sezend auch unsrer lieben Frow zu Eren, daß keiner unter uns kein Frow oder Tochter mit gewaffneter Hand stechen schlafen noch ungewöhnlich handeln soll, durch daß sie uns laß zufließen Fro Gnad, Schirm und Behütnuß gegen alle unsere Bienden. Es wäre denn, daß ein Tochter oder Frow zu viel Schryens machte, daß uns Schaden möcht bringen gegen unsere Bienden, oder sich zur Wehr stellind, einen anfielend oder wurfind, die mag man woll darum straffen, als es gelegen ist on Genärd. 1c.

So waren die Schweizer stets darauf bedacht in den Siegen ihre Mängel zu erkennen und beklissen sich ihre kriegerische Verfassung zu verbessern, um auch einem neuen Feinde wieder mit Erfolg widerstehen zu können.

Im Sempacherbriefe ist die Grundlage der kraftvollen, stets auf den Angriff gehenden Taktik unserer Altvordern niedergelegt. Da ist ausgesprochen, wie Jeder sich benehmen soll beim Angriff auf den Feind, sogar die Vermundeten sollen das Schlachtfeld nicht verlassen, sondern ausharren, bis alle Noth vorbei sei — sie wußten wohl, wie böß das Beispiel wirke, und wollten selbst durch Entfernung von Vermundeten nicht Veranlassung zum Weichen geben. Sie kennen keinen Rückzug und berichten nur, was zu thun sei, wenn man gesiegt habe, nicht — wenn man geschlagen sei: denn „man soll das Feld behaubten bis alle Noth ein Ende genommen.“

Aber auch die Menschlichkeit regiert neben der Tapferkeit in der Brust der Eidgenossen; das wehrlose Frauengeschlecht soll geschützt und gut behandelt, die Gotteshäuser verschont und die Beute gerecht vertheilt werden.

Sind nun auch die alten Spieße, Hellebarden, die Sturmböcke und Mauerbrecher verschwunden und an deren Stelle das Bajonnet und der Stuzer, die Kanonen und Raketen getreten, ist auch die ganze Kriegskunst eine andere geworden, — so sind doch jetzt

noch die Tugenden der alten Eidgenossen im Stande, uns über einen mächtigeren Feind den Sieg zu erringen. Der Heldensinn der Alten, ihre Disziplin, ihre Zähigkeit im Kampfe, ihre Energie und ihre Raschheit in allen kriegerischen Unternehmungen waren die Gewähr für ihre Siege, sie sind es auch für die unsern. Ohne diese Eigenschaften werden uns Spitzkugeln und Raketenbatterien nicht vor dem Feinde sicher stellen, mit denselben dürfen wir auch heute noch einem zehnfach stärkeren Feinde kühn die Stirne bieten.

Bücher-Anzeige.

In der Schweighauser'schen Verlagsbuchhandlung in Basel ist so eben erschienen und durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen:

Schweizerischer Militär-Almanach

auf das Jahr
1854.

Herausgegeben von **H. Leemann**,
Sekretär des schweizerischen Militärdepartements.

36 Bogen stark, Preis br. Fr. 6.

Dieser Almanach enthält, außer mehreren interessanten Aufsätzen militärischen Inhalts:

- A. Das Verzeichniß der obersten Bundesbehörden.
- B. Das Verzeichniß der eidg. Militärbehörden.
- C. Der Stat des eidg. Stabes. (Combattanten u. Nichtcombatt.)
- D. Den gesammten Stat der eidg. Armee nach ihrer Eintheilung in Bataillone und Kompagnien.

(Eine nähere Beschreibung folgt in der nächsten Nummer.)

Inhalt: Der Sempacherkrieg.

S Schweighauser'sche Buchdruckerei.